

IV. Römische Bischofssynode und Liturgiereform

Prof. Dr. P. Rafael J. Kleiner OSB – Rom

Konzilsdekret als Startpunkt, Weiterentwicklung unerlässlich.

Die Evangelisierung hat aus der liturgischen Erneuerung nach dem Konzil gute Anstöße bekommen, weil die Gläubigen mit mehr Verständnis an den Feiern teilnehmen. Andererseits haben die Christen vielfach auch zu den muttersprachlichen Texten keinen echten Zugang. Darum sei noch mehr Freiheit nötig, um vorgeschriebene Riten zu ändern oder neue zu schaffen, damit der Gottesdienst didaktisch und pastoral zur wirksamen Verkündigung werden könne. So steht es als Resümee der Antworten der Bischofskonferenzen in Nr. 16, Instrumentum Laboris vom 7. 6. 1974, der Arbeitsgrundlage für diese Synode. Zehn Jahre nach Verabschiedung von „Sacrosanctum Concilium“, nachdem die Editio Typica Vaticana praktisch aller liturgischen Bücher des „lateinischen“ Ritus vollendet ist, zeichnet sich eine neue Phase ab, die Erzbischof Bugnini, Sekretär der Kurienkongregation für den Gottesdienst, jene Anpassung an Gebräuche und Mentalität der Ortskirchen nennt, welche erst zur vollen Assimilation des gefeierten Heilsereignisses durch die konkrete Gemeinde führen kann (vgl. SC 19,33,37–40).

Relationes (Sammelberichte) aus den fünf Kontinenten leiten den Erfahrungsaustausch der Synodalen ein. Für *Afrika* sprach Bischof Sangu (Tanzania): „Die richtige liturgische Anpassung und Erneuerung wird einem afrikanischen Ausdruck der christlichen Botschaft die Wege eröffnen. Die Afrikaner wollen zu ihren überlieferten religiösen Bräuchen zurückkehren entsprechend den Prinzipien, die Paul VI. in Kampala 1969 verkündet hat. Liturgische Neuerungen müssen jedoch mit Vorsicht eingeführt werden. Man muß sich vorher mit dem Volk selbst beraten und ihm die Dinge erklären. Die guten Elemente afrikanischer Überlieferung müssen bei der gesamten gottesdienstlichen Erneuerung miteingeholt werden“ (Rel. I, pg. 8, Nr. 3). „Früher empfangen wir die Heilsbotschaft im Kleid abendländischer Kultur. Heute müssen wir unseren Völkern den Kern des Evangeliums neu vorlegen, wie er allen immer und überall gemeinsam ist, dann aber müssen wir diese Glaubenserfahrung auf afrikanische Weise feiern“ (Rel. I, pg. 13, Nr. 1). Für *Lateinamerika* sprach der Präsident des CELAM, Pironio: „Unsere Volksfrömmigkeit hat gültige Elemente echten Glaubens, der einer Reinigung, Verinnerlichung und Reifung bedarf und in die Praxis des täglichen Lebens umgesetzt werden muß. Er findet seinen Ausdruck in den volkstümlichen liturgischen Feiern . . . Aus ihnen sind synkretistische, mythische, abergläubische Elemente und dem christlichen Glauben fremde Riten auszuschneiden, um die Liturgie zur Feier authentischen Glaubens zu machen“ (Rel. II, pp. 22 ss., Nr. 7 und 9). Für *USA-Australien-Ozeanien* sprach Erzbischof Bernardin (Cincinnati): „Die Reform brachte wachsenden Eifer für das gemeinschaftliche und persönliche Beten mit sich. Schwierigkeiten bereitet es, die abendländische Liturgie an neue Ausdrucksformen anzupassen. Um dieses Problem lösen zu können, ist größere Flexibilität nötig (Rel. III, pg. 41, Nr. 1). Für *Asien* meldete sich K. Cordeiro (Karachi) zu Wort: „Sinn der liturgischen Erneuerung ist es, jene Spaltung zwischen Glaube und Leben und einen zu sehr begriffsbezogenen Stil der Verkündigung zu überwinden; dieser soll auf die wirklichen Lebenssituationen eingehen . . . wir wünschen uns mehr Freiheit für liturgische Experimente, besonders zur Anpassung an das jeweilige Volksleben“ (Rel. IV, pg. 52, Nr. 2c). Für *Europa* betonte Erzbischof Etchegaray (Marseille): „Die

Evangelisation ist schwierig, weil es sich nicht nur darum handelt, den Glauben in neuen Sprachen auszudrücken oder die Wahrheit der Sakramente darzustellen. Der seelsorgliche Dienst genügt nicht mehr, weil viele Christen keinen Zugang zu den Sakramenten haben. Glaube und Leben rücken näher zusammen, während Evangelium und Sakramente sich voneinander entfernen. Ist aber das Sakrament unwirksam, was wird dann aus dem Evangelium? In unserer Kulturkrise müssen wir erklären, warum das Heilswerk ein ‚sakramentales Wirken‘ ist und wie in den kirchlichen Zeichen Gott inmitten der menschlichen Geschichte Neues wirkt. Die Kirche muß das Heil entgegennehmen und feiern zum Nutzen aller anderen“ (Rel. V, pg. 65, Nr. 2/2).

Die folgenden Diskussionen der Synodalen in den Circuli minores, ihre Wortmeldungen im Plenum und die schriftlichen Interventionen zeigen, daß die Bestimmungen des Directorium de pastorali munere episcoporum über Kompetenz der Bischöfe, bzw. ihrer Konferenz „in liturgicis“ zwar begrüßt, aber für nicht ausreichend gehalten werden (cfr. die Nummern 82, 84, 91). Die englische Gruppe C (B. Worlock) beruft sich auf „Orientalium Ecclesiarum“ Nr. 3, wenn sie als Folge ortskirchlicher Rechte feststellt: „Bischöfe und Priester müssen die Möglichkeit haben, liturgische Riten den örtlichen Bedürfnissen anzupassen. Die Bischofskonferenzen brauchen größere Freiheit, um in dieser Beziehung die nötigen Fakultäten zu gewähren, solange es sich nicht um für die Gesamtkirche unveränderliche Teile der Liturgie handelt und man sich mit den benachbarten Konferenzen ins Einvernehmen setzt. Jene größere Freiheit, die im Bereich paraliturgischer Feiern schon gewährt wurde, soll auch für die Erstellung von bodenständigen Kultformen gelten“ (pg. 3, Nr. 9a). Für die Brasilianische Bischofskonferenz ersucht K. Brandao: „Die liturgische Erneuerung müßte konsequent gefördert werden, um die Sakramente besser mit dem Leben zu verknüpfen. Die Ortskirchen wünschen sich mehr Flexibilität, damit die Riten, damit Botschaft und Feier des Glaubens an Christus sich besser kulturell inkarnieren können“ (pg. 3, C). Am 17. 10. beantragte B. Rakotondravahatra von Ihosy/Madagascar: Es gibt Missionsgebiete, wo der Priester die Gemeinden nur zweimonatlich oder noch seltener besuchen kann. Jede Ortskirche möge in solchen Fällen das Recht haben, die verheirateten Gemeindeglieder zu Priestern zu weihen. Die Christen brauchen das eucharistische Opfer, nicht nur eine Kommunionfeier. Wenn sie es nicht haben, werden sie in allen entscheidenden Momenten des Lebens zu den Riten ihrer Vorfahren, z. B. zum Opfer von Ochsen, zurückkehren, an die sie von früher gewöhnt sind. Wie sonst sollte für sie die volle Eucharistie „Gipfel und Quelle der Evangelisation“ sein können?

„Authentizität“ war der litaneiartig wiederkehrende Refrain, wenn sich Synodalen aus Lateinamerika, Asien und Afrika im eigenen oder im Namen ihrer Bischofskonferenzen zu Wort meldeten, ihre Vorstellungen über das Verhältnis der „Ecclesiae locales“ zur Kirche von Rom zueinander darlegten und neben anderen Begründungen zur Illustration auch solche aus dem Bereich der Liturgie anführten. Die obengenannte Madagasse referierte im Namen seiner Konferenz: Bisher versuchte man, das Christentum auf die Ruinen überlieferter Werte zu bauen, ihren rituellen und musikalischen Ausdruck einfach abzulehnen. So erlebte das Volk die Evangelisation als einen

Zerstörungsvorgang dessen, was es zutiefst in sich trug, als eine entfremdende Ideologie. Bis heute blieb auch das liturgische Aggiornamento oberflächlich, m. A. des Gesanges, der Musik. Worte, Gesten, Zeichen, Symbole, Gebetstexte haben ein römisches, aber kein madagassisches Antlitz. Nicht im Bereich der Grundsätze, sondern auch in jenem der Praxis sollten die kirchlichen Zentralorgane den Bischofskonferenzen mehr Vertrauen schenken und umfassendere Möglichkeiten der Anpassung zugestehen. Obwohl der lateinische Ritus sehr schön ist, nützt das nichts, wenn er nicht die Sprache jener spricht, an die er sich wendet. Ist das Verhalten der Kirche nicht zu sehr von einer gewissen Standardisierung bestimmt? ... Ähnliche Anliegen, wie sie der Bischof von Ithosy mutig und klar aussprach, kamen immer wieder auf das Tepet. Auch in liturgischen Fragen beginnen die jungen Kirchen, Abendländern ihre eingetragenen Vorurteile und kleinkarierten Perspektiven ins Bewußtsein zu bringen. Sie sagen uns mit großer Offenheit, wie sie sich Pluralismus konkret vorstellen. Bei dieser Synode fanden sie damit viel Beifall, was aus den schriftlichen Eingaben zweier US-Amerikaner hervorgeht, in denen die genannten Erwartungen sachlich und ausgewogen dargelegt werden.

Schöpferische Reform der Liturgie ist diskontinuierlich, schreibt Erzbischof Bernardin in seiner Eingabe vom 11. Oktober, weil diese als Sakrament des Glaubens diesen sowohl zum Ausdruck bringt als auch verursacht. Von daher müssen wir uns fragen: Ist diese konkrete Liturgie echter Ausdruck gerade dieser bestimmten Glaubenserfahrung und wie katholisch ist dieser Ausdruck? Ist die Sakramententheologie offen und kreativ, ist der Akzent eines liturgischen Gebetes von Bekehrung, Bitte, Dank, Lob oder Gottesverherrlichung bestimmt? Soll also Gottesdienst die Katholizität *und* die spezielle Eigenheit eines Volkes ausdrücken, dann erfordern folgende vier Anliegen ernste Beachtung:

1. Liturgie und völkische Verschiedenheit: Sie soll sogar verschiedene Kulturen in einer Pfarre ansprechen mittels jener Symbole, deren man sich auch sonst bedient.

2. Liturgie und Säkularität: Mit R. Panikkar ist zu sagen, daß nur der Gottesdienst die Weltlichkeit vor dem Unmenschlichen, nur die Säkularität (der Weltbezug) die Liturgie vor der Bedeutungslosigkeit bewahren kann. Worin aber besteht die „Sakralität“ der Weltlichkeit?

3. Liturgie und Musik: Gibt es hier ein gesundes Volksempfinden für den Unterschied von sakral und profan? Stimmt unsere gebräuchliche Annahme, wir wüßten schon, was rechtes Beten heißt?

4. Liturgie und Vieldeutigkeit: Liturgische Sprache ohne Subtilität, Ambiguität, ohne die Möglichkeit, von Völkern mit verschiedenen Erfahrungen allgemein benützt zu werden, kommt kaum vor. Der Geist Jesu kann unsere Symbolik und Sprechweise, die ständigem Wandel unterworfen sind, sehr wohl beseelen.

Einen Ausblick auf liturgische Erneuerung gab der Abtprimas der Benediktinerkonföderation, Rembert G. Weakland (er ist auch Großkanzler des Päpstlichen Liturg. Instituts von St. Anselm-Aventin). Weil die Kirche katholisch ist, muß sie sich in den verschiedenen bestehenden Kulturen inkarnieren. Nachdem es nun keine Einheit der Kultur in der Welt gibt, existiert auch kein

uniformer liturgischer Ausdruck. Wir bedürfen wohl der Kontinuität der Überlieferung, nicht aber der Stagnation. Die bisherige Erneuerung brachte zweifellos viele Vorteile. Doch ist auf die große Verschiedenheit der kulturellen und biblischen Grundlagen und der Vorbildung der Gemeinden, sowie auf die je eigene Bilder-, Zeichen- und Symbolsprache Rücksicht zu nehmen. Auch in der Industriekultur des Westens bestehen Unterschiede zwischen Generationen und Gruppen. Dabei muß aber die Einheit des Glaubens unangetastet bleiben. Es kommt darauf an, das Gleichgewicht zu bewahren zwischen der Ortsgemeinde, die ihre eigene Persönlichkeit feiernd darstellt, und dem Anspruch der Gemeinsamkeit, der sie mit den anderen Gemeinden verbindet. Das gilt z. B. für die Brevierreform der Ordensleute: Sie bedarf einer allen gemeinsamen liturgischen Basis; sie muß den Bedürfnissen der konkreten Kommunität entsprechen; es muß darin Raum für Freiheit und Kreativität geben.

Für eine Vertiefung des Glaubens soll die Liturgiereform in Zukunft folgendes einbeziehen:

1. Einen gesunden Pluralismus liturgischer Formen innerhalb der Glaubenseinheit. Die Rolle der Congregatio pro Cultu divino wird noch wichtiger, indem sie Beiträge entgegennimmt, urteilt und den Lokalkirchen beisteht, mehr um die Einheit bemüht ist als selbst Texte für die Gesamtkirche aufzuerlegen.

2. Die Ausbildung von Klerus und Laien im tieferen Verständnis der Liturgie. Dies ist die beste Absicherung gegen Rubrizismus und Ritualismus.

3. Ein ständiges Bemühen um enge Verbindung zwischen Lebenspraxis des Evangeliums und Gottesdienst. Nur so kann sich eine Gemeinde ständig erneuern und das Evangelium ins Alltagsleben einbringen.

Voraussetzung für all das ist, daß die Bischöfe nicht nur über liturgische Mißbräuche klagen, sondern die Führung in diesem Prozeß der lokalen Anpassung übernehmen; dazu helfen Programme auf nationaler Ebene, in denen legitime Experimente unternommen werden; ihr Ablauf kann dann aufgrund gesunder Kriterien liturgischer, theologischer und pastoraler Art beobachtet und beurteilt werden.

Die hier gebotene Übersicht ist nur eine Auslese aus der Fülle der bei der Synode aufgeworfenen Probleme, Lösungsversuche und Folgerungen. Das Generalthema „Evangelisation“ wirkte wie ein Stimulans, obwohl laut vorausgegangenem Fragebogen und Arbeitsinstrument das Thema „Liturgie“ gar nicht genannt worden war. Doch lag dies wohl in der Konsequenz der Sache: Wenn von Verkündigung die Rede ist, kann man von Liturgie infolge ihres didaktischen Charakters und ihrer Symbiose mit der Bibel gar nicht absehen. Es ist zu hoffen, daß alle nach dem Ablauf der Synode vorliegenden Materialien katalogisiert, verwertet und in Handlungsimpulse umgesetzt werden. Auch „in liturgicis“ ist diese Arbeit nicht allein in der Zentrale vom Synodensekretariat und den jeweils zuständigen kurialen Dikasterien (hier z. B. pro cultu divino) zu lösen. Die Peripherie darf hierbei nicht die Rolle eines passiven Zuschauers spielen und abwarten, sie sollte diesen Prozeß fördern, indem sie ihre Erfahrungen ständig mitteilt und ihre Mitarbeit anbietet. Auch hier gilt jenes Wort, das Kardinal König anlässlich des ÖSV 1974 aussprach: „Freiheit ist nicht etwas, das man fordert, sondern etwas, das man sich nimmt.“

Am 27. November 1974 jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem der große Abt Ildefons Herwegen in Junkersdorf bei Köln geboren wurde. Am 25. November, dem Neubegründungstag der Abtei Maria Laach im Jahre 1892, werden die Mönche des großen Abtes gedenken, der Autorität und Großherzigkeit in einem seltenen Maße in seiner Persönlichkeit verkörpert hat. Als einer der wenigen, die ihn noch vor seiner Erhebung zum dritten Abt von Maria Laach nach der Wiederbesiedlung der 1093 gegründeten, 1802 aufgehobenen Abtei Maria Laach gekannt haben, darf ich seiner in dieser Zeitschrift in gebotener Kürze gedenken.

Das gesamte einmalige beispielhafte Leben und Wirken dieses Abtes zu schildern, soweit es sich in seiner reichen Entfaltung überhaupt angemessen schildern läßt, wäre eine Ehrenpflicht nicht nur für seine Laacher Mönche, sondern auch für die deutschen Katholiken. Abt Ildefons gehört in die Reihe der großen Äbte der letzten Jahrhunderte wie Martin Gerbert von St. Blasien, Prosper Guéranger von Solesmes, Maurus Wolter von Beuron, Cuthbert Butler von Downside, Columba Marmion von Maredsous, Ansgar Vonier von Buckfast, Petrus Klotz von St. Peter in Salzburg, um nur diese zu nennen. Als *mutator temporum*, wie ich ihn einmal in Anlehnung an ein Wort über Napoleon genannt habe, hat er eine neue Epoche für das Verständnis der Liturgie und die vom Geist her bewegte Interpretation des monastischen Lebens eingeleitet.

Ein umfassendes Studium der Geschichte der Liturgie, der Kirchenväter, der monastischen Rechtsgeschichte, der christlichen Kunst, der Theologie seines Kölner Landsmannes Matthias Joseph Scheeben, der soviel Gemeinsames mit dem Schwaben Johann Adam Möhler aufweist, der Werke der vielleicht größten Frau und Wissenschaftlerin des Mittelalters, Hildegard von Bingen, hatte ihn dazu vorbereitet. Aufgewachsen in der strengen Zucht des zweiten Abtes von Maria Laach nach der Wiederbegründung, Fidelis von Stozingen, der im Anfang dieses Jahrhunderts unter dem schon leidenden Erzabt Placidus Wolter von Beuron die genuine Beuroner Überlieferung, wie er sie sah, zu bewahren suchte, war es ihm eine heilige Verpflichtung, die Grundgedanken und Grundregeln des monastischen Lebens aufrecht zu erhalten. Aber er verstand sie im Geiste des Gründers der Beuroner Kongregation Maurus Wolter als ein Walten der Autorität aus der Liebe Christi in seiner Kommunität und an seinen Mönchen. Hatte doch der Neubegründer des monastischen Lebens in Frankreich, Dom Prosper Guéranger, der so großen Einfluß auf die erste Entwicklung der Beuroner Kongregation gehabt hat, den Abt Maurus in einem herrlichen Brief daran erinnert – ich zitiere aus dem Gedächtnis –: in der Erziehung der jungen Mönche nicht die Früchte des Herbstes von der Blüte des Frühlings zu erwarten. So war es nicht erstaunlich, daß Abt Ildefons bald nach seiner Weihe meinen schon 1918 verstorbenen Mitbruder Anselm Michele und mich zu sich rief und uns dezidiert erklärte: „Ich will keine Kinder im Kloster, sondern Männer!“ Bis dahin war es in den Beuroner Klöstern üblich gewesen, die Mönche möglichst lange als Kinder anzusehen und alle und jede Verantwortung dem Abt zuzusprechen, dessen Wille in jedem Falle als Wille Gottes anzusehen sei. Demgegenüber sah sich Abt Ildefons, wie es die Regel bei aller Wahrung der Autorität feststellt, als Statthalter